

hatte die barocke Sonnenmonstranz in besonderer Weise der Eucharistie zugeordnet. Ein Engel trägt dort Lunula mit der Hostie, von der die Strahlen ausgehen. Der eucharistische Christus ist die Sonne der Welt. In den Engeln erkennt man unschwer die Seraphim wieder, die in der frühmittelalterlichen Buchmalerei die Mandorla der Maiestas umgaben. Das Flammen des Lichtes aber, ob es in der Monstranz unmittelbar die Sonne meint oder den Raum über der Bundeslade, wo zwischen den Seraphim die Lichtstrahlen der Mysterien zucken (wie es die alten Schriftsteller ausdrücken), hat seinen tiefsten Grund in der Geistigkeit des Menschen selbst; denn das Licht ist Inbegriff der Erkenntnis und damit Bild einer bleibenden metaphysischen Wirklichkeit.

Die Tiefe des Geistes, das Innere müht sich ein letztes Symbol der Monstranz auszudrücken, nämlich das Herz. Diese Herzbilder, ob nun das Herz Christi oder das Herz Mariae gemeint ist, zeigen eine letzte Stufe abendländischer Symbolik. Die Empfindsamkeit des Rokoko hat bei dieser Darstellung geholfen. Scharm und Grazie spricht aus den Werken und eine große Kraft sich zu versenken. Das innere Leben steht im Mittelpunkt der Betrachtung.

Die wenigen Hinweise auf die eucharistischen Symbole der Münchener Ausstellung mag die Betrachtung des Bildes „Die Verteidigung des Altarsakramentes“ von H. Wertinger aus den Jahren 1500–1510 abschließen. Auf diesem Bild sehen wir Päpste, Bischöfe, Mönche und Gelehrte eine gewaltige Monstranz umgeben und das Geheimnis des Sakraments disputieren. Es ist also dieselbe Thematik, die einige Zeit später von Raffael für die Stanzen des Vatikans dargestellt wird, die „Disputa“, das Sakrament im Streit der Meinungen. Menschen stellen die Frage nach Sinn und Bedeutung der Eucharistie. Wir haben uns bemüht, die Antwort auf diese Frage aus der Symbolik der Monstranzen einer Ausstellung zu geben: Eucharistie ist Christus in der Gestalt von Brot und Wein. Christus aber weiterhin als „cor-

pus mysticum“, als innerstes Geheimnis der sozialen Architektur der Kirche verstanden, Christus als innerstes Geheimnis des Lebens – Baum und Weinstock, und schließlich Christus als Ursprung, Mitte und Ende der Geschichte, als eine nie endende Gegenwart. Als Inbegriff aller kosmischen Kräfte ist er Sonne und als unzerstörbares Bild des Geistes ist er Licht und Liebe (Herz der Welt).

Es mag uns scheinen, als wäre ein Disput über das Wesen der Eucharistie Theologenpzänk der Vergangenheit. Wenn wir aber die Darstellungen der Monstranzen betrachten, bemerken wir, daß das Gespräch fortgesetzt wird. Das Wesen des Lebens, der sozialen Gebilde der Welt und Geschichte war nie so umstritten wie heute. Für den modernen Menschen lautet die Frage: Besitzen Leben, Gemeinschaft, Welt und Geschichte für mich noch eine Bedeutung oder haben sie in einem unfaßbaren geistigen Vorgang ihren Sinn verloren? Darauf geben die Symbole der Monstranzen die Antwort: Christus ist der Sinn von Zeit und Welt in der Eucharistie, in der großen Danksagung „pro mundi vita“.

Herbert Schade SJ

Der Mensch und die Leute¹

Der spanische Philosoph Ortega y Gasset bietet in einem Nachlaßwerk seine „soziologische Lehrmeinung“ dar. Es ist jedoch keine Soziologie im gewöhnlich angenommenen Sinn. Eher könnte man von einer Phänomenologie des Sozialen sprechen, die durch eine philosophische Anthropologie vertieft ist. Das heißt, die Erscheinungen und Grundkräfte des Gesellschaftlichen werden sichtbar gemacht und damit jene Unterlagen geschaffen, auf die eine systematische Soziologie erst aufzubauen wäre. Dazu ist Ortega nicht mehr gekommen.

¹ José Ortega y Gasset, *Der Mensch und die Leute*. Nachlaßwerk. Übersetzt von Ulrich Weber. Stuttgart 1957, Deutsche Verlags-Anstalt.

Die Eigenart seines Buches bringt es mit sich, daß der Verf. hier mehr als in anderen seiner Schriften seine philosophischen Prinzipien entfaltet.

Das Ich und seine Welt

1. Das Ich und sein persönliches Leben

Dieses Ich und sein Leben ist nicht jenes, das Descartes entworfen und der nachfolgenden europäischen Philosophie vererbt hat (Kant, Hegel). Es ist überhaupt nicht das abstrakte Ich der Philosophen, sondern ganz konkret gemeint. Und es ist kein Ich ohne wirklichen Weltbezug, sondern immer ein Ich in Welt. Der Mensch ist auch nicht erstlingig Denker, sondern Aktion, Tat, Dynamik. Freilich gibt es kein Leben ohne Denken und Kultur. Aber die Theoria und Contemplatio stehen im Dienste des Lebens. Die Griechen irrten, wenn sie den Logos als das Höchste ansahen. Jene Urkraft, die den Menschen im Lauf der Geschichte über das Tier erhob, ist nicht die ratio, Vernunft, sondern die schöpferische Phantasie und die Freiheit aller Möglichkeiten. Gegen Aristoteles und Thomas wendet der Verf. ein: die Definition des Menschen als animal rationale ist falsch. Der Mensch ist niemals sicher was aus ihm wird. Er ist kein vernunftbegabtes Lebewesen, d. h. von Haus aus kein homo sapiens, und die Vernunft ist ein (heute erst kümmerlich erreichtes) Erzeugnis Jahrtausende alter Züchtung.

2. Die Welt

Wie Ortega das Ich, die Person, in Dynamik auflöst, so auch seine Welt. Sie setzt sich nicht aus Dingen zusammen (Dinge wären ja „an sich“ und auch unabhängig von uns). Das Ding ist uns unbekannt. Was in den Horizont meines Lebens tritt, sind Werkzeuge, Hilfsmittel – oder auch Hindernisse, Schranken und Klippen. Soweit uns das Sein der Dinge zugänglich ist, ist es nicht Substantialität, sondern Servilität, Dienstbarkeit, Pragmata, – oder aber Hindernisse.

3. Der Andere; Wir - Du - Ich

Menschliches Leben im radikalen (d. h. wurzelhaften, grundlegenden, unbestreitbaren) Sinn ist einzig das meine. Zwar ist mir der Körper des anderen unbestreitbare Wirklichkeit, daß darin aber ein Quasi-Ich, ein anderes menschliches Leben wohnt, ist etwas, was ich hineininterpretiere. Mit dem anderen Menschen beginnt die Gesellschaftlichkeit, die in Bezug auf Stein und Pflanze gar nicht und in Bezug auf das Tier nur schwach vorhanden ist. Mit dem Sein des anderen erscheinen in meiner Welt (zu der das Ich und die „Welt“ als Werkzeuge für mich gehören) plötzlich fremde Welten. Der andere erscheint mir in seiner Unzugänglichkeit und Verborgenheit.

Diese Fremdheit ist wohl der Grund, weswegen nach Ortega der andere mir zunächst und grundsätzlich als Gefahr erscheint, wenn er in meinem Gesichtsfeld auftaucht. Allerdings kann ich diese Fremdheit eindämmen, indem ich auf den anderen einwirke und seine Antwort hervorrufe und damit ein Wir-Verhältnis herstelle. „Das Wir-Verhältnis ist die Grundform des Sozialverhältnisses ...“, gleichgültig, was sein Inhalt ist: „Kuß oder Keulenschlag“.

Positiv überformt wird die Fremdheit durch gegenseitige friedliche Annäherung, die sich bis zur Intimität steigern kann: der andere wird mir unvertragbar und damit zum Du. Und erst am Erlebnis der anderen erwacht und wächst auch das Erleben des eigenen Ichs.

Aber die Intimität hebt doch nicht auf: der andere, überhaupt jeder Mensch, bleibt eine Gefahr. Der Mensch ist gefährlich und wird es bleiben. Die durch den Fortschrittwahn entstandene Unachtsamkeit gegenüber dieser Gefährlichkeit trägt die Hauptschuld an den geschichtlichen Katastrophen.

Das Kollektiv oder die Gesellschaft im eigentlichen Sinne

Was wir bisher untersuchten, gehört nach dem Verf. noch nicht zur eigent-

lichen Soziallehre. Auch wo wir vom anderen, von Wir-Du-Ich sprachen, haben wir es zwar mit interindividuellen, aber noch nicht mit sozialen Bezügen zu tun; ja das Soziale präsentiert sich gar nicht im Gegensatz zum Individuellen, sondern zum Interindividuellen.

Die Gesellschaft, das ist das Kollektiv, das MAN, der Feind des Eigenlebens. So sehr das Soziale unmittelbar aus unserer Natur entspringt, so entlegen ist es dem Personalen und der persönlichen Gemeinschaft. Die ganze lebensphilosophische Arationalität im Denken Ortegas zeigt sich hier und zeittigt ihre seltsamsten, geradezu bizarren Blüten.

Es fehlt in seinem Menschenbild die rationale Grundstruktur und damit verbunden eine begrifflich bestimmbare Natur. Es fehlt der ewige Mensch und die zeitüberlegene Allgemeingültigkeit seines Wesens. Damit fehlt auch die metaphysische Voraussetzung, das Individuelle im Menschen mit dem Gesellschaftlichen harmonisch zu verbinden. Der Einzelmensch ist zu sehr in seinem Eigenleben isoliert, und seine Hinordnung auf die Gesellschaft erscheint nicht als echte Entfaltung, sondern nimmt allzu oft die Züge eines Mangels an. Die ganzen Bezüge des Menschen zur Umwelt und zu den Mitmenschen sind eigentümlich verbogen. Schon die „Welt“ und die Dinge werden zu bloßen Werkzeugen relativiert – und der andere ist grundsätzlich und zunächst immer der Feind. Die warme Nähe einer vertrauten Ich-Du Gemeinschaft vermag das Gesamtbild des Sozialen nur wenig zu verschönern. Die eigentliche Daseinsmacht ist das „Man“, das namenlose Kollektiv und die „Bräuche“. Diese Bräuche sind erstorbenes Leben von ehemals und legen sich so sehr über uns und unser Eigenleben, daß die meisten in ihrem Dasein sozusagen zu einer Funktion des Kollektivs erstarren. Daß der Verf. nicht etwa nur eine Entartung des Gesellschaftlichen im Auge hat, sondern die Gesellschaft

schlechthin, erkennt man am besten daran, daß er auch den Staat in der Kategorie des „Man“ unterbringt.

So geistvoll und glänzend auch Einzelbeobachtungen und -bemerkungen sind, und so wahr die These ist, daß der Mensch höchst gefährlich ist, so einseitig ist doch die Gesamtauffassung des Buches. Das sieht man auch in den Betrachtungen über den Gruß und über die menschliche Sprache im allgemeinen. Das Phänomen des Mitseins müßte jedoch in Schichten gestaffelt werden. Es müßte zunächst jene Schicht bloßgelegt werden, die weit mehr als nur fremder Zwang ist, nämlich natürliche Entfaltung, Werderaum des Eigenpersönlichen in seiner Verflechtung mit den Mitmenschen. Dann erst dürfen die Mangel- und Verfallserscheinungen unserer Sozialität aufgereiht werden. Aber bei Ortega findet man diese Schichten nur sehr mangelhaft angedeutet. Die Zwischenschicht des Interindividuellen, die zwischen dem ursprünglichen Eigenleben des Ichs und der Kollektivwelt eingeschaltet ist, ist zu schmal und ungenügend.

Nun hat die Gesellschaft oder das „Man“ für den Verfasser auch eine Lichtseite. Durch die Bräuche wird zwar ein Teil unserer persönlichen Lebensäußerungen mechanisiert, aber eben dadurch werden Kräfte gespart. Das fertig gelieferte Schema für die sozialen Bezirke gestattet der Person ihr eigenliches, d. h. wahrhaft schöpferisches Eigenleben in einer bestimmten Richtung zu konzentrieren. Ist damit aber der Grundriß des Gesellschaftlichen im Ganzen gesehen hinreichend zum Guten gewandt? Sicher nicht.

Man hätte den Wunsch, daß der große Spanier, der in Deutschland längst geistiges Heimatrecht genießt, in diesem Nachlaßwerk seine Philosophie zu einem versöhnenden Ausklang gebracht hätte. Leider war ihm das nicht vergönnt. Was vor uns liegt, sind Bruchstücke im doppelten Sinn von zerbrochen und unfertig.

G. Friedrich Klenk SJ